

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 61 (1957-1958)
Heft: 11

Artikel: Pflüge und Pflüger
Autor: Huggenberger, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-667354>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

P F L Ü G E U N D

P F L Ü G E R

Auf der breiten Au gehen die Pflüge. Die Breite der Au ist ernst genommenes Land; die Pflüge, die heute auf ihren Ackergevierten bedachtsam ihre Furchen ziehen, sind Pflüge, die gesehen werden, die nicht aus der Welt wegzudenken sind. Dessen sind sich ihre Lenker voll bewusst; selbst der letzte Mähnbube (auch Leitbube, Leiter des Pfluggespannes) sucht sich ein Ansehen zu geben, wenn er mit seinem Gespann beim hohen Brunnen den Weg nach der Au einschlägt.

Es ist kein einzelner, der heute pflügt, es ist ein ganzes Dorf, das sich auf seinen Ursprung besonnen, das seinen Bund mit der Erde neu ausgerichtet hat und mit ihr ein Wesen und eine Seele geworden ist. Oder wäre es nur eine Vision? Ist es nicht wie ein grosser Befehl über diese einsichtigen Menschen gekommen? Ein Ruf in der Nacht hat sie geweckt: Der Acker wartet! ...

Die Breite Au kennt dieses trockene Volk der Erdner, das selbst das hohe Fest der Erfüllung, die Ernte, schweigend begeht. Sie weiss gut, dass Bauer und Bäuerlein mit Blick und Denken weniger an die holde Frühlingsbläue verloren sind, als an die Arbeit, an die ewige Sorge. Aber sie weiss auch, dass der Geringste von ihnen ein Glied des stillen Aufgebotes ist, das die Scholle mit geweihtem Tun vom Fluch der Ungnade erlöst: «Dornen und Disteln soll dein Acker tragen! Kein Schuh breit Erde, darauf nicht Unrecht geschah!» Die vielen kleinen Eiferfünklein der Pflüger haben sich unbewusst zu einem einzigen, grossen Willen zusammengetan:

Schritt, Schritt,
Ueberwinden!
Unkraut sind Sünden.
Schweiss ist Gebot,
Glaube wird Brot —
Schritt, Schritt!

Die Breite Au hat sich verschwiegen auf den Tag der Ehren gefreut, sie hat sich auf ihn gerüstet. Es

fehlt nichts, alles ist so, wie es andere Jahre war. Mitten in das beschauliche Ackerwerken hineingestellt blühen die Kirschbäume; aus dem Grau der verwitterten Rebenpfähle an der Leuenhalde leuchten bunte Kopftücher heraus, und die Buchenkronen hoch über dem Weinberg besinnen sich stark aufs Grünwerden. Jede Sache scheint eigensinnig nur für sich selber in der Welt zu sein, die ziehenden Pflüge, die Kirschenblüte, die bunten Kopftücher, das unwirkliche Grün der Buchen im blau-blauen Himmel. Und doch sind sie für Auge und Herz untrennbar in eins verschmolzen. «Man kann Dinge von verschiedener Art nicht addieren», pflegt der Lehrer Armbruster von Auenzelg zu sagen, «aber sie bilden manchmal doch zusammen faktisch eine Summe.»

Oh, sie schaffen mit ungleichem Mut, mit ungleichen Mienen, mit ungleichen Geisteskräften, diese Ackerer von Auenzelg. Meint man auf den ersten Blick, vor einer breitangelegten Freilichtaufführung zu stehen, so nimmt man beim Betrachten der Einzeldarsteller wahr, dass das ernste, eindrucksvolle Spiel in lauter kleine Sonderspiele auseinanderfällt, deren jedes doch wieder ein rundes Ganzes ist.

Da ist einmal der Semi Stamm vom Grundhof. In seinen Händen, unter seinem Willen nimmt die Arbeit Wutgebärden an. Schon beim Anfurchen sieht er im Geist das bewältigte Werk vor sich. Nach diesem Ziele drängt er mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln hin. Keine Sekunde Rast am Furchenende. Jeder Stundenschlag, den der Gutwetterwind von Burghofen heraufträgt, löst einen Schrecken in ihm aus: die Zeit ist verrückt, aus Stunden werden Minuten! Und er weiss doch, dass er es erzwingen wird. Schier sein himmlischer Teil hängt davon ab, ob vor der Mittagsrast der Hafer in die Furchen eingeeget sei. Mit einem Nasenrümpfen hat er seinerzeit den giftigen Spruch ausgelöscht, den ihm ein übelwollender Nachbar heimlich auf den Pflugbaum malte:

Der Bauer, der die Arbeit frisst,
Ist wert, dass ihn das Glück vergisst.

«Narren sind auch die Leute», hat er gesagt. «Der Esel schafft, weil er dumm ist, und der Mensch schafft, weil er gescheit ist, du Kamel!»

Nicht weit von ihm pflügt der grosse Kenstler beim hohen Brunnen, der die Welt von einer andern Seite her ansieht. Auch er liegt seinem Werke ernsthaft ob, aber der Ernst ist von Gleichmut getragen. Die grosse Gelassenheit, das



Foto Geissbühler

Selbstbewusstsein des wohlbestellten Landmanns sind in ihm Bild und Leben geworden. Genau im selben Zeitraum wird jede Furche gelegt. Ein ruckweises Antreiben der Zugtiere darf sich der Mähnbub nicht zuschulden kommen lassen, wie denn auch seine zwei Ochsen und der feiste Gaul voran mit schöner Hingegebenheit, ja man könnte sagen mit Seelenruhe, der Arbeit obliegen. Der Kenstler ist schon manchem Jungen zum Vorbild geworden. Da fällt kein lautes Wort. Andere Mähnbuben beneiden den seinigen um den immer gutgelaunten Ackersmann. Die Rebfrauen an der Leuenhalde sehen ihm gerne von weitem zu. «Ja,

so sollten halt die Bauern sein», sagt eine zur andern. «Dann würde sich manches Mädchen zehnmal besinnen, bevor es dem Dorf den Rücken kehrt.»

Es ist schwer zu verstehen, dass ausgerechnet des Kenstlers leibhafter Bruder Semi ein so unverbesserlicher Unsamen, ein so missgeschicktes Ueberbein unter den Pflügern auf der Breiten Au sein soll. Sein jüngster Sprössling, der elfjährige Schang, der ihm in diesem Frühjahr zum erstenmal als Mähnbube dient, muss auch heute wieder den halben Tod erleiden unter der ewigen Weltverdrossenheit und Rüpelsucht seines Erzeugers.

Der Knabe hat sich in stumpfer Ergebenheit längst darein gefügt, dass er halt in Gottes Namen unter den vier Brüdern weitaus der dümmste, der faulste, der gleichgültigste, dass er überhaupt ein boshafter Leidwerker ist, der seinen armen Vater hinten zwischen den Pflugarmen noch um den Verstand bringen wird. «Ich hab' mit dem Heiri, mit dem Anton und mit dem Gottlieb auch Verdruss gehabt», wiederholt er auf jeder Furche zwei-, dreimal. «Mit dir verglichen sind sie gleichwohl noch die wahrsten Engel gewesen. Ich bin jetzt zwei- und fünfzig Jahre alt, aber so blitzverdreht, so hampelmässig ist mir noch kein Mähnbub gefahren. Was aus dir einmal wird, das kann ich dir schon heute schriftlich geben. Ich werde mich noch einmal schämen müssen, dein Vater zu sein. Der meinige hätte sich halt mit dem Geisselstechen Mores gelehrt, aber unsereiner ist leider alleweil zu gutmütig.»

Diese höchst einseitige Unterhaltung wird etwa nicht mit halbwegs gedämpfter Stimme geführt: nein, es dürfen sich in einem weiten Umkreis sowohl Pflüger wie Mähnbub von des Kenstler-Semis Erziehungstalent überzeugen. Der Bub hört dem Redeschwall gewissermassen nur noch von ferne. Seine Seele befindet sich an einem andern Ort, vielleicht auf Augenblicke sogar im Kinderhimmel ... Aber nun geschieht das Schreckliche, dass das eine Pflugrad einen jungen Apfelbaum beschädigt, weil der Semi immer bis auf zwei Millimeter an den Stamm heranackern will.

Jetzt erhebt sich die Stimme des aus Rand und Band geratenen Ackermannes geilend über Tal und Höhen. Erst die Klage über den zugrunde gerichteten Baum, der in Wirklichkeit nur eine leichte Schürfung erlitten hat, und dann die steile Folge wohlgefügter Schimpfworte — bis dann unversehens die Kenstlerin auf dem Plan erscheint. Sie ist mit fliegenden Röcken aus den Reben herübergeseilt und schiebt nun den verdatterten Ehegemahl ohne ein Wort vom Pfluge weg. «Hü!» befiehlt sie, worauf der erlöste Mähnbub das Gespann sogleich in Bewegung bringt. Der abgesägte Pflüger steht noch immer unschlüssig an seinem Platz. Da lässt die Frau anhalten und wendet sich halbwegs nach ihm um. «Es sind drüben noch Steckenspäne aufzulesen!» Da schleicht er sich wie ein gestrafter Hund nach der Rebenhalde hinüber.

Nun ist wieder Friede im Lande. Der Sorgenheiri kann wieder an seinen Sorgen herumstudieren. Sein Aeckerlein steigt seitlich gegen die ersten

Rebenzeilen hinauf, es ist unbegehrtes Land. — Dem Heiri Kämpf ist die besondere Gabe beschieden, dass er beständig sein ganzes Leben auf dem Buckel mit sich tragen kann, Vergangenes und Zukünftiges: die jederzeit drohende Seuchengefahr, den glaubhaft prophezeiten hunds miserablen Sommer und die noch von keinem Arzt erkannte neue Krankheit, die ganz gut von heute auf morgen auch in Auenzelg ausbrechen könnte. Der von Vorahnungen und Fehlgedanken zentnerschwere Kopf hängt dem Heiri Kämpf beim Pflügen bis auf die Höhe des obersten Westenknopfes herab; dessen ungeachtet sieht er alles Unvorhergesehene voraus, soweit es wenigstens von unfreundlicher Wesensart ist. Beim Gerstensäen denkt er an den grossen Hagelschlag am Todestage seines Vaters, an die schmale Grabenüberfahrt drüben an der Mittelstrasse, wo ihm im vergangenen Sommer das Fuder mit siebenundachtzig Korngarben umgekippt ist — und dann das einstündige Gewitter in den Haufen hinein! Wer gibt es ihm schriftlich, dass das nicht heuer auch wieder geschieht? Er kann sogar selber unter den Wagen kommen. Wenn's dann wenigstens nur gleich aus wäre! Aber wahrscheinlich ist, dass er nachher noch x Jahre als Krüppel weiterleben und schliesslich gar um Sack und Bündel kommen muss. Das Leben ist wahrhaftig und erwiesenermassen kein Schleck ...

A N E K D O T E

Gesammelt von Grete Schoeppel

Augen und Ohren

Der vor kurzem verstorbene Wiener Operettenkomponist Oscar Straus hatte es gar nicht gern, wenn er immer wieder entweder mit dem Walzerkönig Johann Strauss oder — weit unangenehmer — mit seinem deutschen Zeitgenossen Richard Strauss verwechselt wurde. Da in einer Gesellschaft wieder einmal über diesen Punkt die Rede ging, erklärte er leicht verärgert: «Wenn die Leute Augen hätten, um damit zu sehen, so würden sie längst wissen, dass ich Straus mit einem s und nicht mit zweien bin!»

Die Kritiker erklärten darauf etwas boshaft: «Es würde schon genügen, wenn sie Ohren hätten, um damit zu hören ...»